

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 143.

Samstag, 6. Juni.

1931.

„An alle!“ / 20 000 Mark Belohnung!

Die Geschichte eines Plakates und seiner Folgen.

Von E. Tschauer.

(12. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Die Yponer Seidenfabrikantenfamilie von Nummer 102—104 und die schwedische Filmdiva waren Knall und Fall abgereist. Die Damen sprangen im Leses- oder Schreibsalon plötzlich auf und eilten in ihre Zimmer. Beim Portier war heute dreimal nach der bestrenommierten Versicherungsgesellschaft gefragt worden. Der Herr von Nummer 156 hatte vergeblich nach dem Fahrstuhl klingeln müssen und sich beschwert.

Es war unleugbar, die Maschinerie des Hotels hatte einen Knacks erhalten. Schuld daran trug einmal das sensationelle Ereignis im Hause an und für sich, und ums andere — wohl in noch höherem Maße — das verheißungsvolle, rote Plakat, das seit heute morgen an den Liftsäulen klebte.

Die Garderobenfrauen steckten in jeder entbehrlichen Minute die Köpfe zusammen, auf denen das grus- schütterte Haarüberbleibsel zum Rattenschwänzchen geknotet war. Und was sie einander zutuschelten, plufterte sich zu Mär und Legende. Die Brillanten wuchsen zur Größe eines Daumennagels, der gestohlene Schmuck wurde zum Millionenobjekt und Mrs. Tunch avancierte zur reichsten Frau Amerikas.

Die lila Samtuniformen der Boys stauten sich in den Ecken, die vor den gestrengen Augen des Personalchefs Dedung boten, zu temperamentvoll bewegten Klümpchen. Die nummerierten Karls und Kurts und Josefs waren plötzlich unterschiedliche Einzelwesen geworden, mit persönlich nuancierter, kriminalistischer Eigenart und gesonderten Anschauungen, zumeist aus Stuart-Webbs- und Sherlock-Holmes-Filmen gewonnen.

Sogar die Zahlkellner, diese wandelnden Verkörperungen tauber und blinder Discretion, ertappten sich manchmal dabei, daß sie mißtrauisch forschende Blicke auf die Briestaschen und Physiognomien ihrer Gäste warfen, wenn sie den gekniffenen Rechnungszettel aufs Tisch Tuch schoben.

Die Direktion hatte den Hausball arrangiert, um die rege Teilnahme der Gäste an den Gehehnissen im Hotel auf ein harmloseres Gebiet zu lenken und die Spuren des peinlichen Ereignisses nach Möglichkeit zu vertuschen. Natürlich hielt man sorgfältigst geheim, daß sich Kriminalpolizei im Saale befinden würde, die mit der gesellschaftlichen Veranstaltung ihre eigenen Intentionen verknüpfte.

Der Einfall schien von Erfolg gekrönt. Das Heute, das glänzend und gleichnerisch durch die Räume püfte, begann die nachteiligen Eindrücke von Gestern zu verwischen.

Vom Vestibül aus, wo sie verabredungsgemäß die Information Diebes bezüglich des Herrn von Nummer 84 erwartete, spähte Ilse durch die geöffneten Schiebetüren in das Leben und Treiben des „Gelben Saales.“

Hausball im „Splendid“! Ein Konglomerat wirbeler Impressionen! Pelze. Schleppende Brokate um unwahrscheinlich weiße Defolletés. Steife Hemdblüße. Seidenglänzende Revers. Silberne Sektkühler. Exotische

Blumengewinde. Rundlich-rosige Glazen, durch die Wohlhabenheit schimmert. Frauen, herrlich und hingebend zugleich, Männer, kopierte Silhouetten mondäner Modejournale. Körper in den Rhythmus des Tanzes gebannt. Gleitende Schemen die Kellner. Ein schillerndes, zum Leben erwachtes Mosaik, eingehüllt in den zart verschwebenden Duft gepflegter Kultiviertheit, hundertartiger Parfüms, erlesenster Weine, zahlloser Blüten, die totgeweiht letzte Süßigkeit verströmen. Übergossen vom kristallinen Licht verschwenderischer Lüster, das wie im Taumel und Rausch durch spiegelnde Wände bricht und tausendfach, nicht endenwollend zurückspringt. Und über allem die werbendweiche Sentimentalität einer Tangamelodie.

Das Bild einer Welt, die sich der Fünfundzwanzigjährigen erstmalig enthüllt.

Für Sekunden ertrinken Auge und Ohr rettungslos in der Flut von Licht und Ton und Farbe. Sekunden nur! —

Dann drückte ihr Diebe im Vorbeigehen unauffällig einen Zettel in die Hand:

„An der gegenüberliegenden Tür, dritter Tisch rechts mit der Dame in Gelb. Ihr Tisch ist in nächster Nähe. Der Kellner ist orientiert.“

Die Faszination des Geschauten verblaßte. Sachliche, unbestechliche Augen seziierten es ins Detail.

In dem engen Silbermieder steckte, ganz Beruf, ganz Zweck und Wirksamkeit, die Kriminalistin Ilse Schüh.

Sie ließ das Cape über die Schultern gleiten. In scharfen Konturen hob sich der Schmuck von der mattgepuderten Haut.

Mit dem Selbstbewußtsein einer Millionenerbin schritt Ilse an Bollmers Seite durch den Saal. Blieb vor dem „dritten Tisch rechts“ einen Augenblick wie suchend stehen. fand ihren Platz.

Starrte über den Kopf der Nummer 84 hinweg in die Reihen der Tanzenden.

„Auch ein zweifelhaftes Vergnügen, Eintänzer zu sein.“ Bollmer deutete auf ein Paar, das nicht weit von ihnen vorüberblüeste.

Sie, ein mißglücktes Versuchsexemplar, körperliche Qualität durch Quantität zu ersetzen. Zwei Zentner, brokatbespannt, perlengestickt, wassergewellt, von sehr viel Zärtlichkeitsbedürfnis und Hingabefreudigkeit befeelt.

Er, schmalschultrig, anscheinend halb so alt wie sie, bläulich brünett, die Müdigkeit durchtanzter Nächte in den Gliedern und im Gesicht, resigniertes Lächeln um einen dünnherben Mund, Einglas im Auge.

„Woraus schließen Sie, daß das ein Eintänzer ist?“, fragte Ilse.

„Das ist so die übliche Bissage, auf Schablone dresiert. Und außerdem, glauben Sie, daß jemand freiwillig derartige Strapazen auf sich lädt!“

Ilse nahm sich nicht die Zeit, die mehr offenerzige

als taktvolle Auffassung ihres Begleiters näher zu erörtern.

Sie hatte in einiger Entfernung eine schlanke, sehr elegante Hellblondine in extravaganter weißer Pannetoilette und straggestrichen Handschuhen entdeckt.

Selbst wenn er es weniger geschickt und unmerklich getan hätte, wäre es in diesem Moment nicht aufgefallen, daß der vermeintliche Eintänzer sie eine Weile geblöckelt hatte.

„Tanzten wir. Ich möchte mir die Blonde drüben einmal genauer ansehen.“

Die „Blonde“ war, in der Nähe betrachtet, trotz meisterlicher Schminke, mindestens vierzig Jahre, also im Vergleich zu der Gesuchten um gut zehn Jahre zu alt, und hatte, auch für den eifrigsten Optimisten, absolut keine Ähnlichkeit mit der Photographie in den Akten „Warnowski“.

Enttäuscht kehrte Ilse an ihren Platz.

Tanzte den nächsten Slowfox und den folgenden Boston, den Stepp und hernach einen Straußischen Walzer. —

Mechanisch gehorchten die Füße der Diktatur der Musik. Während die Augen, unbeirrt durch die plätschernden Dreivierteltakte „der schönen blauen Donau“ und die Jazzsynthopen amerikanischer Reißer, auf der Suche nach der rechtshändigen Narbe zwischen Daumen und Mittelfinger ihre eigenen Wege gingen.

Ihr Kollier erregte allenthalben Aufsehen. Man wandte den Kopf nach ihr, munkelte sich etwas zu, blickte wieder hin, und zuckte die Achseln. „Ich kenne sie auch nicht!“, sollte das mutmaßlich heißen. Aus diesem Anschauen sprach Bewunderung, dann kam es zumeist aus männlichen, — oder verhöhlener Acid, dann kam es mehr aus weiblichen Gesichtern.

Die, der in einer verstellten Nische der seitlichen Empore auf der Lauer lag, war damit beschäftigt, die Beachtung, die man dem Schmutz und seiner Trägerin zollte, gewissenhaft zu registrieren und sie auf flirrende Harmlosigkeit oder eventuelle berechnende Hinterhältigkeit zu taxieren.

Im Brennpunkt seines Interesses stand natürlich der Gast von Zimmer 84. Er tanzte wiederholt dicht an Ilse vorbei, sah sie an — und lächelte im Geplauder mit seiner Partnerin, ein Lächeln, das sich in Wirklichkeit ihr zuwandte. Sonst nichts.

Gegen halb zwölf Uhr füllten sich die leeren Tische, auf denen im Silberständer das „Bestellt“-Kärtchen thronte.

Jene Gäste fanden sich ein, die vorher Oper und Theater besucht hatten und mit dem Hausball im Hotel den Tag lustig und gelaunt zu beschließen gedachten. Sie hatten offensichtlich den Vorsatz mitgebracht, sich nun für das mehrstündige Stummseinmüssen in Logen und Partettreihen ausgiebig zu entschädigen. An Stelle der offiziellen Heiterkeit, mit der der Ball begonnen hatte, trat gelöste Lebhaftigkeit und Lebendigkeit.

Die Weinflaschen auf den Tischen wurden immer kurzlebiger, die Kellner mußten schärfer aufpassen, kein Glas zu übersehen. Die Blumen in den hohen Kristallvasen neigten sich melancholisch zu den bizarr-stupiden Gesichtern der Seidenpuppen, die die Direktion hatte als Damenspende verteilen lassen und die zwischen Vasen und Eisbehern herumhockten.

Ilse knotete gerade gedankenlos die langen, stöckigen Schlumperbeine ihres feuerroten Bajazzos ineinander, als ihr der Kellner ein schmales, gelbliches Kuvert überreichte.

11

Achtes Kapitel.

Die Straße, in die Siegfried, vom Schlesischen Bahnhof kommend, einbog und von der er aus unbestimmten Gründen annahm, daß sie „direkt ins Brecherviertel“ führen müsse, war eng und düster.

Es war zwar erst halb zehn Uhr und der Himmel hing gelblichgrau über den Dächern, aber die Häuser legten ihre schwarzen Schatten auf dem Pflaster ineinander.

Aus den Fenstern drang seltsamerweise fast gar kein Licht, das heißt, Siegfried fand diesen Umstand nicht im geringsten „seltsam“. Er komplettierte seine Vorstellung von dem Begriff „lichtscheses Gesindel“ und bestärkte seine instinktive Vermutung: „Hier ist es richtig!“

Man bezahlte ja nicht umsonst einen Kaffee und studierte zum Ingrim des Kellners ein Duzend Zeitungen dazu, Siegfried war über die Aushebungen und Razzien, die in jüngster Zeit gerade in dieser Gegend stattgefunden hatten, wohl orientiert.

Straßenlaternen säumten den Bürgersteig. Doch sie schienen mehr dazu aufgestellt, demütig und bescheiden zu demonstrieren, wie wenig ein kleines Licht gegen eine große Dunkelheit auszurichten vermöge, als größtenwahnsinnig gegen den übermächtigen Feind anzukämpfen, sie brannten trübe und funzelig und ließen ständig befürchten, daß sie plötzlich auch diese mangelhafte Betätigung ganz aufstecken würden.

Aus einem winzigen Kino, über dem rotflammig die Reste einer Inschrift prohten — die übrigen Buchstaben waren vermutlich einer Schlägerei zum Opfer gefallen — stolperte ein Gassenhauer, in qualvoll entsehlischen Nistönen auf ein Klavier gehämmert.

Siegfried sumnte im Weitergehen die Melodie mit und merkte, in Überlegen und Erwägen versunken, gar nicht, wie fehlerhaft sie wiedergegeben war. Er hatte den Kopf in die Schultern eingezogen, ballte die Hände in den Taschen um Hauschlüssel und Portemonnaie und sumnte.

Es hatte etwas Beruhigendes und Ermutigendes, seine eigene Stimme zu hören.

Denn, zwecklos, es abstreiten zu wollen, Siegfried hatte bei aller Unternehmungslust und Siegesgewißheit, die er, um den Glauben daran nicht zu verlieren, sich ununterbrochen selbst beteuerte, zu innerst ein teuflisch unbequemes Gefühl, das ganz gewöhnlicher und primitiver Angst zum Verwechseln ähnlich sah.

Was den eigentlichen Grund dieses Unbehagens bildete, war absolut nicht leicht zu entziffern. Denn es war Siegfried unbehaglich, wenn er eine Weile keinen Menschen traf, und es wurde ihm noch unbehaglicher, wenn er jemandem begegnete. Die Leute hier sahen nach seiner Meinung ungut und wenig vertrauenerweckend aus.

Dabei war er sich durchaus bewußt, daß der wirklich gefährliche Teil seines Streifzuges noch vor ihm lag — das Aufstöbern und Auffuchen der echten „Bouillonkeller“, in denen er, wenn auch nicht den Zuwendendieb in Person, so doch wenigstens, vielleicht aus Gesprächen der anderen, eine Spur von ihm zu finden hoffte.

Er hatte für alle Fälle Frau Kuliskes' ostseidene Lampenschirmdecke eingesteckt, um sie sich bei Bedarf, Apachenblut und Zugehörigkeit markierend, um den Hals zu knoten und damit seine Vertreibung zu vollenden, die in schiefgekniffener Ballonmütze, abgetragenen Rodelsweater und gestricktem Jackett bestand. Obgleich es sich in den Stil seiner Aufmachung nur schwerlich einfügte, hatte er sich einen von den Hübnerischen Schnurrbärten angeklebt und sich eine Hornbrille aufgesetzt. (Fortsetzung folgt.)

Abendliche Rhapsodie

Ein Tanzcafé mit Jazz und Saxophon.
Man weiß nicht wie und sitzt an einem Tisch.
(Noch besser sitzt es sich in jener Nische,
Wo Dämmerlicht sich paart mit Flüsterton.)

Die Welt ist einem noch nicht so bekannt.
Man sieht und lauscht und schwacht und denkt an gestern.
Die Stunden schmiegen sich wie kleine Schwestern
An einen und man träumt von Meer und Sand.

Und schließlich bricht man auf und geht hinaus
Mit dem Gefühl, man hätte nichts gewonnen — —
Und zwischen ungelenten Hauskolonnen

Dehnt man den Nachspaziergang etwas aus.
Hans Vorsmann.

Träume von einst.

Von Dingen, die es einmal gab und die in Vergessenheit gerieten. — Von Erfindungen, die vor 50 Jahren die Welt bewegten. — Von Sachen, die es vor 50 Jahren noch nicht gab.

Ein Gang durch ein Museum, ein Blick in die Listen des Patentamtes und eine Durchsicht durch ein Wörterbuch aus dem Jahre 1880 beweisen uns zweierlei: einmal, daß in den letzten 50 Jahren mehr Dinge erfunden wurden, als in den tausend Jahren davor. Zweitens, daß der Mensch viel braucht, daß es aber immer Leute geben wird, die glauben, er brauche noch viel mehr. Auf einer Wand, die in Pompeii bloßgelegt wurde, hat ungefähr um das Jahr 75 nach Christi Geburt ein Maler den Flug des Ikarus und des Dädalus dargestellt. Damals schon ging die Sehnsucht der Menschen dahin, einmal durch die Luft fliegen zu können. Heute wird geflogen, und keiner findet was dabei. Im Jahre 1616 hat ein gewisser Kehler aus Köln einen sogenannten Taucherharnisch konstruiert, mit dem er Spaziergänge unter Wasser ausführen wollte. Man hat ihn ausgelacht, aber nach mehreren hundert Jahren haben wir die Taucherglocke konstruiert, und sie hat uns viele nützliche Dienste geleistet. Die Erfindung des Unterseebootes geht auf das Jahr 1472 zurück, als Robert Baltharius, der anscheinend in Mannheim geboren war, ein merkwürdiges Gefährt zeichnete, das nur deshalb nicht gebaut werden konnte, weil niemand daran glaubte und Geld dafür hergab. Erst im Jahre 1622 tauchte Cornelius Drebbel mit seinem unförmigen Boot und war froh, als er wieder nach oben kam. Zu einer zweiten Fahrt ist es dann nicht mehr gekommen, dagegen ist 1774 der Engländer Bay aus Plymouth eine halbe Stunde unter der Themse hin und hergefahren, und trotzdem hat man seelüchtige Unterseeboote erst um die Jahrhundertwende bauen können.

Der oben erwähnte Kehler aus Köln hat sich auch damit abgegeben, einen sogenannten Ortsforscher zu entwerfen, der dazu dienen sollte, einer bestimmten Zentrale irgendeine bestimmte Nachricht zu übermitteln. Und zwar sollten derartige Ortsforscher in allen Stadtteilen angebracht werden. Heute nennen wir diese Apparate — Feuermelder! Der Nürnberger Kriegshauptmann Berthold Holschuber hat 1558 einen Wagen konstruiert, der gegen Kugeln sicher sein sollte und auf dem hinter Schießscharten Kanonen und Feuerweier stehen sollten. Während des Weltkrieges griff man diese Idee wieder auf und schuf den Tank! Das Problem der Fliegerei geht, soweit man von einer Lösung in irgendeinem Sinne sprechen kann, auf den Ballon von Lana zurück, der 1670 an einer Barke vier luftleere Kugeln anbrachte und damit in die Höhe fliegen wollte. Das Segel sollte dazu dienen, in der Luft zu steuern. Leider war die Barke zu schwer, Lana stieg nicht auf, aber den ersten Luftballon hat er fraglos konstruiert. Erst 1709 ließ P. Lorens Guzman in Lissabon mehrere Ballons steigen, in denen aber nur Briestauben saßen. Das erste Luftschiff hat der Schauspieler Robertson entworfen, der als tüchtiger Ballonfahrer bekannt war und der 1805 einen runden Riesenballon bauen wollte, an dem der Proviant in einem unten hängenden Korb angebracht war, während die Toiletten als kleine Häuschen unten in der freien Luft schwebten!

Heute, die vor 50 Jahren schon gelebt haben, werden sich sicher noch an allerlei Erfindungen der damaligen Zeit erinnern, die heute längst vergessen und begraben sind oder die man höchstens noch vereinzelt in älteren Wohnungen findet. Wie zum Beispiel jene berühmten Kolschafen, Glasstücke oder Metallröhren von verschiedener Stärke und Länge, die man als Kranz unter die Tür oder irgendwohin hängen mußte, wo ein Windzug zu erwarten war. Dann klangen sie in den verschiedensten Tönen und erinnerten an die Sirenen, vor deren Zauber sich bereits Odysseus durch Festbinden sichern mußte. Als die Zündhölzer gerade anfangen, beliebt zu werden, erfand jemand eine elektrische Zündmaschine mit „garantierter zehnjähriger Füllung“ und prophezeite, daß die Zündhölzer eines bitteren Todes sterben würden. Das Gasglühlicht und die elektrische Birne sollten einmal, wer wird sich noch daran erinnern, durch die Nachtlichte vertrieben werden, die viele Stunden brannten und manchmal noch mehr rochen als die Petroleumlampen, die man gerade losgeworden war.

Auch Billardkugeln aus Papier hat es mal gegeben, und da sie niemand kaufen wollte, wurde versprochen, daß sie mindestens ein ganzes Jahr halten würden. Doch auch das hat nichts genützt. Herrlich haben die mechanischen Hundeleinen aus, wenn man sie betrachtete. Sie hatten den Vorteil, daß sie zehn Meter lang waren und sich, je nachdem ob der Hund sich von seinem Herrn entfernte oder näherkam, ausdehnten oder zusammenzogen, da das Ende in einer Kapsel saß und dort, wie man

das von gewissen Metermännern kennt, durch eine Feder ausbezogen wurden. Auf diese Weise konnte sich der Hund niemals mit der Leine um einen Laternenpfahl windeln. Trotzdem hat sich die Sache nicht einführen lassen. Auch der gebogene Federhalter, der dafür Garantie leisten sollte, daß man keinen Schreibtrampf bekam, wenn man ihn benutzte, ist aus der Mode oder niemals in Mode gekommen.

Wer würde heute noch einen Hosenhaken anlegen? Damals, so um das Jahr 1880 herum, wurden sie viel gebraucht. Sie dienten nicht etwa den Knaben dazu, die Hosenböden zu schonen oder gegen Schläge des Lehrers oder Vaters zu sichern, sondern sie wurden um die Hosen der Herren unten gekloppt und schützten gegen den Straßenstaub. Heute tragen wir (mit Ausnahme von Frack, Smoking und Cut) umgeschlagene Hosen, und ein Herr mit Hosenhaken würde überall ausgelacht werden. Die Haar- und Bartbürsten aus Draht (!), die, wie das Patent besaß, viele Generationen überdauern sollte, haben nicht mal eine Generation überdauert, sondern sind nach kurzer Zeit aus dem Handel gekommen. Welcher Tourist trägt noch eine Touristenbrille, die sich ausrauben und als Fernrohr benutzen läßt. Oder ein Fernglas am Spazierstock? Und doch war beides mal der letzte Schrei! Von dem berühmten Wunderglas, dem „einzigen Instrument, das jeder Mensch ohne die geringste Anleitung spielen kann“, ist nichts mehr als eine Zeichnung übriggeblieben, und die vielbegehrte Japanwurzel, deren Gebrauch bereits bei Sechzehnjährigen einen blühenden Vollbart garantierte, ist durch andere, ebenso wenig wirksame Mittel ersetzt worden.

Wenn man sich stattdessen mal überlegt, was es vor 50 Jahren noch nicht gegeben hat, dann muß man wirklich über den Erfindergeist unserer Zeit staunen. Ein Mensch, der im Jahre 1880 lebte, kannte weder die elektrische Beleuchtung und alles, was damit zusammenhängt (Lichtrelampe, Scheinwerfer, Verkehrsampeln), noch das Telephon, vom Rundfunk ganz zu schweigen. Nicht mal das Gasglühlicht war damals erfunden, man mußte sich mit Petroleum, Kerzen, allenfalls Gas behelfen. Das Automobil entstand erst 1896, und wer sich rasieren wollte, mußte zum Barbier gehen, denn Apparate gab es noch nicht. Wer dachte damals an Wasserwellen, an Ondulation, an den Pubitopf? Automaten für Schokolade, Zigaretten, Zeitungen u. dergl. waren ebenso unbekannt wie automatische Kartengeber. Durch die Straßen fuhr noch keine Elektrische. Keines Menschen Stimme ließ sich — welcher Verlust für uns! — auf der Schallplatte festhalten, denn Edison hatte eben erst, im Jahre 1877, seinen Phonographen konstruiert. Eisschränke und eingebaute Tresore waren ebenso unbekannte Dinge wie Flugzeuge und Luftschiffe, und wer seine Briefe unterschrieb, konnte weder zum Kopierstift noch zum Füllfederhalter greifen. Vor 50 Jahren gab es noch keinen Fahrstuhl, so daß man die Treppen zu Fuß steigen mußte, und wenn es noch so viele waren, Wollenträger wären unmöglich gewesen. Auch die Rohrpost ist erst später in Betrieb genommen worden. Das Theater kannte keine Drehbühne, der Sportsmann kein Rhönrad, keinen Medizinball, keine Olympischen Spiele (die erst 1896 zum erstenmal in Athen stattfanden und den alten Olympischen Spielen nachgebildet wurden), der Reisende keinen Speisewagen, die Hausfrau kein elektrisches Bügeln, keinen Staubsauger. Aber man kannte auch keine Inflation, keine Arbeitslosigkeit in dem heutigen Umfange und keine derartige Geldknappheit. Und in weiteren 50 Jahren wird man wieder viel Dinge erfunden haben, und sich wundern, wie wir heute ohne sie auskommen sind, während tausend Dinge, ohne die wir heute nicht leben zu können glauben, längst den Weg alles Irdischen gesungen und von der Bildfläche verschwunden sein werden. C u b e r t.

Herbarium.

Frühlingsausflug in eine Schublade.
Von Ludwig Hirschfeld (Wien).

Davon wollte ich schon längst einmal meinen Kindern erzählen. Von der Zeit, als ihr Papa so klein war wie sie, in die Schule ging und dort nicht viel lernte. Von allen Märchen, die man Kindern erzählen kann, ist dieses das kurioseste: daß die Eltern genau so schlümm waren, ihre Bücher und Hefte voll krügelten, daß der Papa im Winkel stehen und die Mama zehnmal abschreiben mußte: „Ich soll nicht schwärzen.“ Derselbe Papa und dieselbe Mama,

die jetzt den ganzen Tag fortwährend wohlgezogen und vernünftig sind.

Wenn ich die Eltern meiner Kinder als vernünftig bezeichne, so gilt das nur mit gewissen Einschränkungen. Damit will ich nichts gegen meine Frau gesagt haben, die sehr lebenslustig ist, sonst würden nicht so viele Freundinnen ihren Rat in schwierigen Fragen einholen: welchen neuen Tonfilm man sich ansehen soll und wo man am besten ein Radet frisch bespannen läßt. Nur für meinen Unfuss hat sie nie Zeit. Ob es ihr jemals eingefallen wäre, hinter meinem Rücken die umfangreiche Korrespondenz mit verflochtenen weiblichen Wesen zu lesen, die ich, nach Jahrgängen der Jugendeselei geordnet, sorgfältig aufbewahre. Oder meine in den untersten Schubladen des Bücherkastens versteckte Schulfrauentzeit. Sie ruht dort in Form von Lehrbüchern, Schulheften und Dummheiten aller Art. Dazwischen muß auch das alte Herbarium liegen, die Mappe mit den selbst gepflückten, gepressten und beschriebenen Pflanzen. Das habe ich schon eine Ewigkeit nicht in der Hand gehabt und, ich weiß nicht warum, gerade heute gelüftet mich, darin wieder einmal zu blättern. Mitten im erwachsenen Leben ertönt manchmal die leise, schüchterne Stimme unserer vergangenen Jugend. Aber die meisten Menschen sind taub dafür und wahrscheinlich rührt daher die Hälfte aller Ungerechtigkeiten auf Erden.

Warum verlangt es mich gerade heute so sehr, das alte Herbarium wieder anzusehen? Vielleicht, weil der Frühlingswind so aufreizend am Fenster rüttelt. Oder weil unsere künbige Ansel zum erstenmal wieder auf dem Balkon zu Besuche ist. Herausfordernd zeigt sie mir ihren gelben Schnabel und zwischert mir ganz deutlich zu: „Quied, quied! Vergnügt wie immer! Und du? Ich bitt dich, ich bitt dich, noch immer am Schreibtisch, wie im Winter? Tütütü, alter Esel ...“ Sie hat leider nicht ganz unrecht. Ich sitze da und schreibe am Frühlingsvorbei. Aber warum kommt den unsern, für den der Frühlings ein Thema ist, je dazu, ihn wirklich kennenzulernen? So will ich mir wenigstens den alten gepressten Frühlings meines Herbariums ansehen, die getrockneten Blätter und Blüten meiner Knabenjahre. Für meine Frau ist das bloß alter Krempel. Aber die Kinder, für die wird das etwas sein. Sie werden mit Vergnügen meine alten Sachen ansehen, meine alten dummen Geschichten anhören.

Zuerst will ich aber in den Schubfächern Ordnung machen, nachsehen, was es da alles gibt und ob es auch für die Kinder paßt. Herrgott, war ich ein miserabler Schüler. Da liegt noch ein „Ausweis über das sittliche Verhalten und über den Fortgang“. Ein Ungemügend neben dem anderen und drei Stunden Karzer dazu. Da ist ein deutsches Schularbeitenheft: „Die Robinsonade und Chamisso's Salas y Gomez“. Schredlich. Wenn man mir jetzt mit acht Tage Karzer droht, bringe ich das nicht mehr zustande. Auch das französische Heft ist noch erhalten; Subjunktivübungen mit Heinrich IV., der Jungfrau von Orleans und ähnlichen grammatikalisch unangenehmen historischen Persönlichkeiten. Verständnistlos blide ich auf die Schreden der Logarithmentafel — das ist doch chinesisches. Bloß die Gedankenwelt des französischen Sprachbuches, des „kleinen Blödy“ ist mir noch zugänglich: „Meine Feder ist gut. Das Weibchen ist eine schöne Blume.“ Wo er recht hat, hat er recht.

Aber wenn ich Beiden will, brauche ich mich nur an mein Herbarium zu wenden. Eine melancholische alte Luft weht aus seinen vergilbten Blättern. Süßlicher Heubüsch, vermengt mit Gammatricium und Staub. Das meiste ist erstaunlich gut erhalten, vor allem das Glanzstück der Sammlung: die Kaisertrone, *Fritillaria imperialis*. Anno 1895 wurde diese Blume hier eingeklebt. Nicht alle Kaisertrone haben sich so gut konserviert. Das Herbarium bestätigt mir, daß kein Fleck der Umgebung Wiens und keine Sommerfrische vor mir sicher waren. Aus dem Prater brachte ich Salix Alba, Spitzhorn und Feldstabiolo heim. Vom Kahlenberg Schlüsselblume und Frühlingswalderose, aus Hying die Wolfsmilch, lauter Pflanzen, die ich heute bestimmt nicht wiedererkenne, wenn ich sie in frischem Zustand sehe. Alle Sommerfrischen der Knabenzeit tauchen mit einem vergilbten Lächeln auf. Besteht nicht die ganze Jugend, das ganze Alterwerden aus lauter wechselnden Sommerfrischen? Es war oft gar nicht ungefährlich, das Botanisieren. Besonders im Stadtpark, wo ich, nach dem Bettel des Herbariums zu schließen, hinter dem Rücken der Wächter, sehr viel Fingerglück hatte. ... Und da predige ich meinen Kindern jedesmal, wenn wir durch den Stadtpark gehen, daß das Blumenabreißen ein großes Verbrechen ist, das schwer bestraft wird.

Kann ich dieses Herbarium überhaupt meinen Kindern zeigen? Was sollen sie sich von ihrem Papa denken, wenn sie erfahren, was für ein botanisierender Lausbub er einmal war. Und wenn ihnen erst meine verschmierten Schulbücher, meine von Fehlern starrten Aufsätze, meine schlechten Jenseiten in die Hand kommen, dann wäre meine Autorität im Kinderzimmer glatt erledigt. Darum ist es das Geheime, ich packe meine alten Sachen wieder ein, samt dem Herbarium. Jede Generation muß sich ihre Blumen und Blüten selber pflücken, austreiben und pfehlen, dann ist es die richtige Botanik.

„Landeröi“.

Von Adrian Jacobsen.

Das Abenteuerbuch eines alten Eismeerfahrers, Adrian Jacobsen, herausgegeben von Albrecht Janssen, erscheint soeben im F. A. Brockhaus-Verlag, Leipzig, unter dem Titel „Die weiße Grenze“. Mit Genehmigung des Verlages veröffentlichen wir daraus den nachfolgenden Abschnitt:

Hoch oben in Norwegen kommt zur Herbst- und Winterzeit manchmal urplötzlich ein orkanartiger Sturm auf, den wir „Landeröi“ nennen und der schon manchem braven Fischer draußen vor den Klippen in seinem schmalen Nordlandboot den nassen Tod brachte. Die mit Birkenrinde und Torfsoden bedeckten Holzhäuser in den Fjords deckt er ab, als wenn es sich um ein Blatt Papier handelt.

Heute, wo fast alle Fischerboote einen Motor haben, fürchten sie den Blizzsturm weniger. Ich lernte ihn später auch in Sibirien kennen, wo er „Burga“ genannt wird. Die Bewohner der nordamerikanischen Prärie haben ihm den Namen „Blizzard“ gegeben.

Mit meines Vaters Schiff, das nach Frithjofs berühmtem Fahrzeug „Elida“ hieß, waren wir im Sommer auf Leberhäufigung und Robbenschlach an der Küste Spitzbergens gewesen. Jetzt, im Herbst, sollte es zum Einlauf und Verarbeiten der Deringe dienen. Ich war damals gerade 14 Jahre geworden und durfte die Reise mitmachen. Kurz vor Weihnachten ankerten wir vor einem Orte, dessen offener Hafen bei den Seefahrern nicht gerade beliebt war. Am Nachmittag gingen alle an Land und ließen mich, den Jüngsten, als Wache zurück. Da das Wetter ruhig war, lagen wir nur vor einem Anker.

Nachdem ich das Deck ausgeräumt hatte, ging ich in die Kasse, legte den Ofen nach und machte alles zum Abendbrot bereit.

Als ich wieder nach oben kam, hatte Schneefall eingesetzt. Da es um diese Jahreszeit hier nur von 11—1 Uhr ein wenig hell wird, konnte ich jetzt nicht einmal mehr die Lichter an Land ausmachen.

Plötzlich ging ein solcher Ruck durch das Schiff, daß ich taumelte. Auch vernahm ich ein sonderbares Geräusch. Der „Landeröi“ war übers Gebirg gekommen und hatte sich mit aller Wucht ins Meer geworfen. Das unheimliche Heulen wurde immer stärker. Plötzlich war das eben noch glatte Meer voll schaumgetrönter Wogen, im Tauwerk jankte, schrie und quiekte es. Mir schlug das Herz. Mit einmal — hui! meine Mütze flog mir vom Kopf, wie ein dürres Blatt vom Baum.

„Der Anker!“ schrie ich plötzlich und war in wenigen Sähen beim Spill. So viel seemannische Kenntnis hatte ich mir bereits erworben, daß ich wußte, daß eine Kette im Blizzsturm nicht halten konnte. Riß sie aber, mußte unser Fahrzeug auslaufen.

Die Kette stand stramm wie eine Violinseile und klang unheimlich auf, wenn das Schiff im Wellengang stampfte. Schnell machte ich den zweiten Anker klar und ließ etwa 15 Faden Kette auslaufen. Aber um diesen zweiten Anker in einen richtigen Winkel zum ersten zu bringen — sonst hielt er nicht —, mußte ich das Fahrzeug etwas herumbringen, und das konnte ich nur, wenn ich das Stagfod heizen konnte. Ich stellte das Rudel, ließ wieder nach vorn und zog das Segel auf. Der Sturm faßte hinein, und wie Gewehrshüsse knallte es im Wind. Ich biß die Zähne zusammen und zog und zog. Das Schiff legte sich auf die Seite und schwenkte herum. Als ich es genügend nach Vadbord gebracht hatte, ließ ich den zweiten Anker fallen. Das Rasselnd der Kette durchdrang noch den Sturm. Dann siedte ich abwechselnd Vadbord und Steuerbordkette, damit beide gleich lang würden und der Druck sich verteilte.

„Gott sei Dank!“ flüsterte ich und wuschte mir mit dem Armel den Schweiß aus dem Gesicht. Aber noch eine zweite Arbeit harzte meiner, und ich wunderte mich noch heute, daß sie mir im Schneesturm gelang. Das Segel mußte wieder herunter.

Als ich damit fertig war, schaute ich nach Land. Das Schneetreiben wurde weniger, und ich sah die Lichter der Häuser trübe durch das Dunkel scheinen. Da wurde mir ein wenig leichter ums Herz.

Die ganze Nacht lag ich lauernd in der Koje und befürchtete jeden Augenblick, daß das Unglück dennoch käme. Erst am Morgen war es den anderen möglich, zu mir an Bord zu kommen. Der Schiffer gab mir die Hand. Dann hörte ich, daß im Sturm 20 Fischer ertrunken waren, darunter zwei, die ich kannte.

An mir war der Tod gnädig vorübergegangen. Ich ging still zur Koje und sank in einen tiefen Schlaf der Erschöpfung.